



Begleitet von internationalem Medienrummel haben unlängst die Bayreuther Festspiele begonnen. **Wolfgang Wagner**, Enkel von Richard Wagner und Urenkel von Franz Liszt, steht seit 1966 an der Spitze des Kulturspektakels. **Standpunkte-Chefredakteur Alexander Werner** sprach in Bayreuth exklusiv mit dem 86-Jährigen

Hoch-Zeit auf dem grünen Hügel Interview mit Wolfgang Wagner

Haben Sie ein Konzept, mit welchem Bayreuth im neuen Jahrtausend trotz kriselnden Kulturbetriebs bestehen kann?

Tatsache ist, dass die Nachfrage nach Bayreuth nur zu einem Neuntel befriedigt werden kann. Mehr brauche ich nicht zu sagen. Außerdem dominiert die Erkenntnis, wie außerordentlich wichtig es ist, die wagnersche Idee der Festspiele am Leben zu erhalten und sich ganz einer Sache zu widmen. Wir haben hier Zeit und Ruhe und können uns voll darauf einstellen, diesem Anspruch gerecht zu werden. Es geht ja nicht um Unterhaltung, sondern gewissermaßen immer wieder um eine Konfrontation mit wesentlichen Dingen, die Wagner menschlich und musikalisch gefordert und auch erreicht hat. Das funktioniert nur, wenn die Leute dafür aufgeschlossen sind. Alle kommen wegen dieser Aufgeschlossenheit nach Bayreuth. Das Menschliche, die Figurenzeichnung, die musikalische Charakterisierung regen immer wieder zu einer emotionalen und

„Alle kommen wegen der traditionellen Aufgeschlossenheit nach Bayreuth“

intellektuellen Auseinandersetzung an. Denken Sie etwa an die Oper „Parsifal“. Es eröffnen sich jedesmal andere, neue Perspektiven. Die Faszination geht davon aus, dass es sich immer um menschlich Wesentliches und Aufschlussreiches handelt.

Lässt bei nachwachsenden Generationen das Interesse an Opern nicht bedenklich nach?

Nein, das würde ich so nicht sagen. Es kommen viele junge Leute zu uns. Sie wollen nur keine „halbstarke“ Sache sehen. Sie verlangen Qualität. Es kann sein, dass wir nicht all das erreichen, was wir an sich gerne erreichen wollten. Letztlich sind es auch nur Menschen, die auf

der Bühne stehen, das ist klar. Aber wir haben ein sehr großes junges Publikum. Und über die Stipendienstiftung ermöglichen wir jungen Leuten auch, ohne Geld zu uns zu kommen.

Wie sieht es mit den Künstlern aus? Es wird ja seit langen von der Krise des Wagner-Gesangs gesprochen. Demnach gibt es im Vergleich zu den 50er-Jahren keine Heldenentore mehr.

Das stimmt so nicht. Die früheren Heldenentore waren nicht besser. Sie werden heute doch etwas verklärt. Es verklären sich jetzt bereits wieder Sänger, die bei uns eine Generation später gesungen haben.

Ist etwa „Tannhäuser“ tatsächlich noch adäquat besetzbar?

Hat ein Sänger eine hervorragende Ausbildung, dann kann er aufgrund seines handwerklichen Könnens mit den Partien zurechtkommen. Die Schwierigkeit besteht meist darin, dass die Leute über eine laute oder kräftige Stimme, aber über keine ausgebildete verfügen und sich gerne mit Wagner versuchen, vor allem, wenn sie besonders laut sind. Das ist ein grundsätzlicher Fehler. In unserem Haus singt es sich eh leichter. Das muss man den Leuten immer sagen, wenn sie auf die Bühne gehen: „Ihr müsst hier nicht brüllen, sondern singen. Gut und richtig.“ Wir legen zudem immer mehr Wert darauf, auch mit Hilfe hervorragender Repetitionen bei der Einstudierung, dass Partien richtig gesungen werden. Das ist ganz wesentlich. Es gibt eine ganze Reihe von Sängern, die vorerst in kleineren Partien eingesetzt werden und von ihren Kollegen noch etwas lernen können. Insofern sehe ich das Problem der Krise so nicht. Die Presse stilisiert das oft hoch. Dazu kommen die Agenten. Über gewisse Leute können sie jeden Tag etwas in der Zeitung lesen. Aber es sind meist nicht die, die sich mit den großen Schwierigkeiten unmittelbar auseinander setzen. Der erste „Tristan“ konnte bei der Uraufführung den dritten Akt nicht singen. Als ihm Richard Wagner die Partie erklärte, konnte er es. Es ist so, dass beim Singen heute allgemein die Stimme zu sehr im Mittelpunkt steht. Da sehen die Leu-

FOTOS: THOMAS BRENNER

te zu wenig den Inhalt und können ihn nicht richtig artikulieren. Deshalb bringt es sehr viel, wenn Sie intelligenten Sängern den Inhalt erklären. Und Frauen sind immer besser, da sie sowieso gewissenhafter als die Männer singen. Früher wurden Spielpläne noch auf die „Pässlichkeit“ der Frauen hin abgestimmt. Ich habe einmal vor langer Zeit mit dem Mann einer berühmten Sängerin verhandelt. Der sagte sogar: „Nein, da bin ich unpässlich.“ So hat er sich mit seiner Frau identifiziert. Heute braucht man darauf keine Rücksicht zu nehmen. Die können heute so viel mehr als nur singen. Da kann man auch etwas nachhelfen. Aber das waren früher große Sorgen.

Was hat sich in Bayreuth verändert seit früher?

Die Marschrichtung ist immer noch die gleiche. Gott sei Dank ist es so, dass in Bayreuth immer ernst und seriös gearbeitet wurde, früher wie heute. Das bedeutet, dass es in Bezug auf die Arbeit stets mit den Leuten bayreuthisch zugeht, also aufgeschlossener als an anderen Orten.

„Die Marschrichtung ist noch immer die gleiche. Starallüren haben in Bayreuth keinen Platz“

Deshalb geht niemand her und sagt: „Ich singe jetzt hier, aber ich bin der und der und bekomme in München so und so viel, und darüber hinaus komme ich am Nachmittag mit dem Flugzeug an und die freuen sich, wenn sie mich abholen dürfen.“ Das ist hier nicht der Fall.

Ihre Honorare sind ja auch verhältnismäßig bescheiden?

Wir zahlen weniger. Sonst könnten wir das hier gar nicht machen. Und natürlich sollen die Preise sozialverträglich bleiben. Selbst bei einem Dirigenten vom Niveau eines Carlos Kleiber gab es da gar keine Diskussion. Wenn ich Dirigenten erkläre: „Ich kann Ihnen dieses Jahr aufgrund der finanziellen und politischen Lage nur die Hälfte zahlen“, dann werden sie trotzdem kommen und sagen: „Ich lasse Bayreuth nicht eingehen.“ Bei uns gibt es an sich gar keine Gagen. Jeder weiß, was dem anderen bezahlt wird. Auseinandersetzungen gibt es nicht. Jeder Agent und jeder Künstler weiß es.

Beim Repertoire halten Sie sich konsequent an die Werke Ihres Großvaters. Aber warum führen Sie nicht einmal Stücke Ihres Vaters Siegfried Wagner hier auf?

Nein, nur Richard. Das hat mein Vater verfügt. Im Testament. Vorher gab es gar keine Regeln. Aber wenn Sie etwas anderes nebenbei machen, dann können Sie keine Wagner-Werke mit Qualität aufführen. Soll ich noch einen „Palestrina“ aufführen, wie Hans Pfitzner das immer wollte und deswegen keine Ruhe gab? Wollten wir etwas zusätzlich ins Programm nehmen, weil wir der Meinung wären, dass wir doch so stark von der Qualität und der Organisation sind, dann müsste ich beispielsweise teilweise ein anderes Orchester engagieren. Ich beschäftige jetzt schon, bedingt durch die Diensterteilungen, einschließlich Bühnenmusik etwa 200 Musiker.

Das Orchester zu formen, dürfte ein erheblicher Aufwand sein. Die Musiker kommen aus Formationen aus ganz Deutschland.

Die Einteilungen macht meine Frau mit den Orchesterdirektoren. Sie kennt mittlerweile jeden Musiker. Ich brauche die 200 Mann für den Spielplan. Sie werden tageweise abgeholten, bekommen immer das gleiche Honorar mit Ausnahme der Vorspieler und Konzertmeister. Dadurch bleibt das Orchester immer stabil, auch was das Geld betrifft. Die Einteilungen werden Anfang April gemacht. Meine Frau führt auch die Korrespondenz. Für jeden Musiker muss ich mindestens vier bis fünf Unterschriften leisten, vom Briefwechsel bis zum Vertrag muss alles unterschrieben sein. Mein Name ist auch noch so unglücklich lang. Und als mein Bruder Wieland noch lebte, mussten wir Doppelunterschriften geben. Und mein Bruder war viel unterwegs.

Ihr Haus ist schön gelegen. Links neben dem Festspielhaus ein kleiner Park mit einer Plastik. Eine schöne Aussicht.

Ja, die ganze Seite ist Gott sei Dank nicht als Wohngebiet nutzbar. Als damals die Bundeswehr aufgebaut wurde, sollten dort Unteroffizierswohnungen entstehen. Das konnte ich dann verhindern. Der Ort der Festspiele wäre zwar durchaus dafür geeignet, aber die Frage ist, ob das schön wäre, wenn hier diese Aussicht genommen würde. Dort oben steht noch ein Forsthaus von 1830. Den Platz, der früher landwirtschaftlich genutzt wurde, kaufte später die Stadt. Ein Bauer besaß dort ein Feld und die löbliche Eigenschaft, weil er die Festspiele nicht mochte, immer vor der Generalprobe sein Land zu düngen, so dass es ziemlich gestunken hat. Nachdem er das jahrelang betrieben hatte, beschwerten sich die Generalprobenbesucher. Bei der Aufführung war zum Glück meistens schon alles weg.

FOTOS: THOMAS BRENNER